

Erinnerungen eines alten Mechanikers [Fortsetzung]

Autor(en): **Riggenbach, Niklaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 50

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

Schluss

Die Hauptstrasse bietet in ihrer schön gegliederten Regelmässigkeit einen Anblick, der an die Champs Elysées zu erinnern vermag. Die herrlichen Anlagen, das bewegte Leben in seiner Mannigfaltigkeit ringsum, alle die verschiedenen Völkertypen und Nationalkostüme, die Vornehmen der Stadt auf ihren feurigen Araberpferden, in ihren Sänften und Kutschen, die im Gedränge kreischend und lärmend sich Platz schaffenden Lastträger, französische und algerische Soldaten, einheimische verschleierte Schönheiten, und all das überragt von dem herrlichen klaren Blau des Himmels und beschienen mitten im Januar von der angenehmen Wärme spendenden Sonne! Farben- und gestaltenreicher noch wird das Gemälde, wenn nachts die gesamte Bevölkerung nach des Tages Last und Hitze sich ergeht auf diesem Korso der Algerier. In langen Karawanen steigen die Kabylen von ihren Bergen herunter und rücken mit schwer beladenen Kamelen oder Mauleseln in die Stadt ein, um andern Morgens in der Frühe ihre Produkte auf den Markt zu bringen. Der Platz ist mit unzähligen Gasflammen taghell erleuchtet, dunkel heben sich in den öffentlichen Gärten die Palmen, Bananen und andere südliche Zierden der Flora ab von dem strahlenden Lichtermeer. Die bunte Menge wogt durcheinander, weicht da eleganten Kutschen, dort wieder schwer beladenen, vom Hafen kommenden Lastwagen aus. Vor den prächtigen Schaufenstern der europäischen Magazine sammeln sich Haufen von Bewunderern, die vor den verschiedenartigsten Erzeugnissen, wie sie nur die heutige fortgeschrittene Industrie zu schaffen vermag, staunend stillestehen. In den Cafés der Europäer herrscht reges Leben. In den Strassen aber, wo Juden und mohamedanische Eingeborne wohnen, findet man den Charakter Altalgiers; da zeigt der Schmutz in den offenen Abzugskanälen schon deutlich, dass von sanitärischen Grundsätzen noch nie ein Laut ans Ohr der Bewohner geklungen.

In grosser geräumiger Halle der Altstadt wird tagtäglich ein Gemüsemarkt abgehalten, wo dem Auge des Nordländers alle die herrlichen Produkte des Landes geboten werden. Das Treiben, der Lärm in den gedeckten Räumen in den belebtesten Stunden der Verkehrs lässt sich kaum schildern. Das muss unser Auge gesehen, unser Ohr gehört haben, sonst reicht keine Vorstellung aus, und wäre sie die Frucht der lebhaftesten Phantasie. Für unsere Frauen besonders müsste der Besuch ein Hochgenuss sein. Riesige Blumenkohlköpfe zu 20 Rappen, Zitronen, Orangen, Pomeranzen, Bananen und was der köstlichen Früchte des üppigen Südens mehr sind, könnten sie sich da in Hülle und Fülle und in den prächtigsten Exemplaren um wenig Kupfergeld nach Herzenslust aneignen.

Man sieht sämtliche Handwerker auf den Strassen ihre Arbeiten verrichten. Der Drechsler stellt die Drehbank vors Haus, der biedere Schuster den ehrwürdigen Dreifuss; Spengler, Schreiner, Schneider, sie alle versperren dem Passanten den Weg. Es ist unschwer einzusehen, dass die Benützung der Strassen als Ateliers weder zur Sauber-

keit noch zur Gangbarkeit derselben, noch zur Erleichterung des Verkehrs ein Erhebliches beizutragen geeignet ist. Als Gratisgenuss kommt hiezu noch der widrige, abtossende, wahrhaft betäubende Lärm, der auf einen Neuling so drastisch einwirkt, dass ihm die Ohren gellen und die Gehörnerven auf längere Zeit jeden feineren Dienst ankünden.

Den algerischen Handwerkern eigentümlich ist der Gebrauch der Füsse bei allen ihren Arbeiten. Wir bedienen uns unserer unteren Extremitäten nur zum Gehen und Stehen und können uns vor Bewunderung und Erstaunen gar nicht fassen, wenn gelegentlich einmal ein Unglücklicher, welchem die Natur oder ein unheilvolles Geschick die Arme geraubt und die Ausbildung der Füsse nahegelegt hat, uns mit den Beweisen einer ungeahnten Geschicklichkeit derselben überrascht. Der algerische Handwerker jedoch weiss schon längst und ganz allgemein seine Füsse nicht nur als natürliche Lokomotiven zu den groben Verrichtungen des Gehens, Laufens, Kletterns usw. zu benützen, sondern er veranlasst sie auch, den Händen gleich, feinere Präzisionsarbeiten auszuführen. Was unsereiner z. B. mit den Händen vom Boden aufheben muss, das fasst der Araber mit der grössten Leichtigkeit mit seinem Fusse und erspart sich so das, was auch manchem von uns so sauer ankommt, das Bücken. Bei jeder Verrichtung arbeiten die Füsse; daher geniessen sie auch eine sorgfältigere Pflege als selbst die Hände.

Die Artilleriekaserne war früher das Schloss des Dey von Algier, die Kasbah. Noch heute zeigt man eine kleine Räumlichkeit, jetzt als Bureau benützt, das ehemals des Deys Arbeitszimmer gewesen. Dort empfing er die Gesandten und gab Audienz. Dort war es auch, wo der dem französischen Geschäftsträger jene bekannte, etwas un diplomatische Behandlung angedeihen liess, welche dem über das Missverhältnis seiner eigenen Machtmittel und derjenigen einer europäischen Grossmacht unklaren orientalischen Despoten seinen Thron kosten sollte. Als im Jahre 1829 der französische Konsul dem Fürsten Vorstellungen machte über die grausame Behandlung der vielen Christen, 7—8000 an der Zahl, die als Sklaven in der Knechtschaft schmachteten, griff derselbe, aufgebracht darüber, dass dieser Giaur die Frechheit habe, ihm die Wahrheit zu sagen, nach seinem Fächer und versetzte dem „ungläubigen Hund und Sohn einer Hündin“ einen heftigen Schlag ins Gesicht. Der Konsul entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Nach kurzer Zeit aber landeten 30 000 Franzosen in Algier, entthronten den Dey und machten das Land zur französischen Kolonie.

Die Hauptstadt dieser Kolonie, die schöne Stadt Algier, zählt 80 000 Einwohner, von denen, die Juden eingerechnet, die Hälfte Franzosen sind. Die Israeliten, obschon durch langen gemeinsamen Besitz des Landes und überdies durch uralte Stammverwandtschaft mit den Arabern verbunden, sind aus Geschäftsinteressen Franzosen geworden. Die Fran-

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1, Telefon 3 44 49

Pelze W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telefon 2 24 73

zosen besitzen die meisten Magazine. Hotels und Kaffeehäuser. In ihren Quartieren erhebt sich Palast an Palast; da wohnen die grossen Schiffsreeder, Kaufleute, Familien der hohen Offiziere und Beamten. Die Franzosen sind in ihren Kolonien gutmütiger oder, wenn man will, lässiger als die Engländer. Es fehlt ihnen, was wir bei den Briten, Amerikanern und auch bei den Schweizern in der Regel finden: Ausdauer und Energie. Sie sind sehr bald zufrieden mit dem, was sie haben, und einmal auf einem gewissen Punkte angelangt, setzen sie sich in den Ruhestand und lassen andere fortarbeiten. Ich traf da in Algier gelegentlich einen Franzosen und fragte ihn höflichst, was er sei und treibe. Stolz antwortete er: „Je suis propriétaire!“ (Ich bin Privatmann.)

Zu ihrem Verderben spielt bei den Franzosen auch das Kaffeehaus eine grosse Rolle. Absinth und andere Liqueurs sind ihnen unentbehrliche Lebensbedürfnisse. Der Israelit bleibt beständig im Geschäft oder widmet sich seiner Familie und bringt es durch seine Nüchternheit und Sparsamkeit bald zu Wohlstand. Engländer (darunter besonders auch Malteser), Italiener, Spanier, Deutsche und Schweizer sind in Algier niedergelassen. Spanier und Italiener betreiben meist die Pintenwirtschaften unten am Hafen, zur Letzung durstiger Matrosenkehlen, sowie oben in den engen Strassen der Altstadt. Sie geniessen keine grosse Achtung, tragen aber Sorge zu jedem Sou, schaffen und kommen dadurch, wenn auch langsam, vorwärts.

Die Mauren, die ursprünglichen Einwohner des Landes, das sie seit dreizehn Jahrhunderten bevölkern, ernähren sich durch Urproduktion, den Betrieb von Tabakläden und Kaffeehäusern, von Wechselgeschäften und, was besondere Erwähnung verdient, von Kunstgewerben. Sie sind sehr stolz und blicken abschätzig auf die Europäer nieder. Ihr sehnlichster Wunsch wäre, dass ein Blitzstrahl Allahs diese auf einmal samt und sonders aus der Welt schaffe. Dieser tief eingewurzelte Hass einzig war fähig, den hartnäckigen Widerstand gegen das französische Joch so lange aufrechtzuerhalten. Von dem maurischen Stolz habe ich selbst ein Probchen erlebt. Des ewigen Irregehens in den unzähligen Sackgassen müde geworden, bat ich einen maurischen Korbflechter, der auf der Strasse mit Händen und Füssen die Binsen durcheinander flocht, mir den Weg zu zeigen. Nach anderthalbstündigem Marsche, auf dem er mich auf alles Interessante aufmerksam gemacht hatte, wollte ich ihn für Mühe und Versäumnis angemessen entschädigen. Aber der arme Kerl, der gewiss nur kümmerlich sein Brot verdiente, richtete sich auf und rief: „Mein Herr, ich bin ein Araber, niemals nimmt ein Araber etwas an für eine Gefälligkeit, die er ändern gerne erweist.“

Am niedrigsten stehen die Berranis oder Biskris, meist schlanke und äusserst kräftige Leute, Algiers Savoyarden, welche die Strassen kehren, Packträgerdienst verrichten, Magazine öffnen und schliessen, Wasser tragen und — für uns wohl der sonderbarste und originellste Erwerbszweig — des Nachts vor der Haustüre schlafen! Dies geschieht nämlich, um das Eindringen von Dieben unmöglich zu machen, und zu diesem Zwecke verdingen sie sich an Hausbesitzer, Kaufleute und Wirte. Bei der Aufzählung der Bewohner darf ich der Hunde nicht vergessen, jener Scharen, die, im ganzen 10—15 000 Köpfe stark, sich in den Strassen umhertreiben, in den Abfällen der mannigfachsten Art ihre Nahrung suchen und dadurch, wie in Konstantinopel, den höchst wichtigen Dienst freiwilliger Sanitätspolizisten versehen, indem sie durch die Vertilgung der Abfälle der in diesem Klima bald eintretenden Fäulnis vorbeugen.

Oberhalb der Stadt dehnt sich ein wahres Paradies aus, mit den prachtvollsten Gärten, Villen, Hotels und Fremdenpensionen. Dort pflegte ich mich in den Mittagsstunden oft

zu ergehen und nach dem Genuss der herrlichen Rundschau das Frühstück zu nehmen. An einem jener hellen algerischen Tage, wie sie unsere Täler nur selten kennen, ging ich auch wieder einmal meinen gewohnten Weg nach Mustapha Supérieur. Um den achtundsechzigjährigen Lungen bei der starken Steigung nicht zu viel zuzumuten, nahm ich auf der Place du Gouvernement einen der Wagen, die von dort alle drei Minuten nach allen Himmelsrichtungen auslaufen. Nicht in Paris und nicht in London habe ich ein solches Gedränge von Droschken, Corricolos (Omnibus), Reitern und Fussgängern gesehen, wie hier am Gestade des Meeres auf der Strasse von Algier nach L'Agha hinaus. Oben in Mustapha angelangt, begann ich auf dem unabsehbaren Plateau wieder meine Wanderungen, bis endlich der Magen gebieterisch sein Recht geltend machte. Ich steure einem in schattigem Garten gelegenen Gasthaus zu, werde aber vom Wirt auf meine Frage beduht, dass ich zu spät eingetroffen sei und er bedaure, mir nichts mehr vorsetzen zu können. Da weit und breit kein anderes Gasthaus zu sehen war, berührte mich das sehr unangenehm. Indem ich eben von dem Besitzer mich verabschiedete, sehe ich bei einem zufälligen Blick ins heimelige Gastzimmer — was denkt wohl der geehrte Leser? — unsern alten General Dufour und die Helvetia an der Wand hängen. Nun, denke ich mir mit wiederkehrendem Mut, die Mutter Helvetia wird wohl einen ihrer Söhne angesichts des Atlas und der Wüste Sahara (die freilich noch in sehr respektabler Entfernung sich befand) nicht verhungern lassen! Schnell fragte ich den Wirt, ob er Schweizer sei, und richtig, der Biedere entpuppte sich als der Eidgenosse Giroud aus dem Kanton Wallis. Was jedoch momentan die Hauptsache war, alsobald stand ein feines Frühstück da, und Herr Giroud war hochofren, „den Riggensbach“, wie er sich ausdrückte, „kennen zu lernen und zu bewirten, der die neue Bahn baue und von dem alle Blätter erzählen“. Nie pries ich die Segnungen des Journalismus aufrichtiger, die mir so rasch zu diesem materiellen Erfolg verholfen. Dem Frühstück aber näherte ich mich nun ohne Zögern mit einem durch die lange Wanderung und die kühl herwehende Meerluft wohl präparierten Appetit in der feindseligsten Absicht. Noch oft weilte ich später bei Giroud, der mich auch häufig auf meinen Ausflügen in das Land hinein begleitet hat.

Die Rundschau, welche man von dem Hause dieses unseres Landsmannes geniesst, ist unbeschreiblich schön. Vor mir, nach Osten, lag wie ein bunter Teppich die herrliche Landschaft ausgebreitet; fürstliche Villen, von Gärten umgeben, von deren Pracht und Ueppigkeit unsere nordländische Phantasie sich schlechterdings keine Vorstellung machen kann; in den Strassen das geschäftige Treiben der Menge, drunten am Meere die exerzierenden Bataillone, der Stolz Frankreichs, und weiter hinaus in majestätischer Ruhe das unermessliche Meer, mit spielender Welle den Saum des herrlichen Landes küssend; schaukelnde, rauchende Kriegsschiffe kreuzen vor den wuchtigen Hafenmauern, ehrfurchtgebietend winken die vergoldeten Kuppeln der Moscheen Algiers herüber über die Festungswälle, und zwischenhinein stärkt sich das Auge an dem Grün der Palmen im Garten und am rankenden Reblaub zu neuem Auslug. Und wendet man sich gegen Süden und Westen, so heben sich die blauen, auf dem Scheitel mit Schnee bedeckten Kabylenberge klar vom Himmel ab und bilden den Rahmen des grossen, unermesslich reichen Bildes, in dessen Mitte wir stehen. Trotzdem ich die gefeierten Naturwunder und die berühmtesten Städte fast der ganzen Welt gesehen und bewundert, so danke ich doch jetzt Gott, der mir vergönnt, noch in meinen alten Tagen auch Algier, die schönste von allen, zu schauen. Dem geneigten Leser dieser anspruchslosen Erinnerungen gegenüber bedaure ich,

kein Dichter zu sein, um für die Eindrücke, die ich empfangen, die entsprechenden schildernden Worte zu finden.

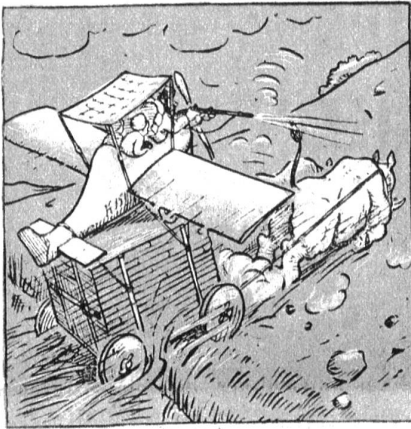
Nun noch ein paar Worte über meine Rückreise. Dass mir der Abschied von dem Lande, das mir so lieb geworden, nicht leicht fiel, wird mir der Leser, der mir bisher aufmerksam gefolgt ist, gerne glauben. Noch auf dem Meere wendete ich mich immer und immer wieder, um mir das Bild dieser einzig gelegenen Stadt ins Herz zu prägen. Die 400 Seemeilen nach Marseille legte ich glücklich zurück und widmete mich, dort am 14. April 1885 angelangt, der mir kurz vorher gestellten Aufgabe, ein Tracé zu einer Bahn von der Stadt auf die Höhe der Notre-Dame de la Garde zu studieren, wo man die wunderbarste Aussicht über Stadt, Land und Meer geniesst. Nach zehn Tagen angestrengter Arbeit entschied ich dann als Experte über die eingelaufenen Pläne.

In Lyon harpte meiner eine ähnliche Aufgabe. Dort

galt es, ebenfalls ein Tracé zu bestimmen für eine Bahn nach Croix-Rousse, welche 650 Meter Länge und bei 15% Steigung im ganzen 80 Meter Erhebung hat. Nachdem ich auch diese Arbeit durch Untersuchung und Entscheidung der bezüglichen Fragen zu Ende geführt, widmete ich noch einige Tage dem Besuche alter bekannter Sehenswürdigkeiten und ganz besonders meines ehemaligen Meisters Gasquel. Wie sich der Leser vielleicht erinnern wird, hatte ich vor fast fünfzig Jahren schon die Strassen Lyons betreten, den Tornister auf dem Rücken, den starken Knotenstock in der Hand, als junger Mechaniker, fremd und unerfahren, der nichts sein nannte, als seine neunzehn Jahre und seinen Jugendmut. Als ich jetzt diesen Boden wieder betrat, soeben zurückgekehrt von einer Berufung nach Afrika und eingeladen von den französischen Regierungsingenieuren, um als Sachverständiger mein Urteil über ein

Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

von G. Th. Rotman
13. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)



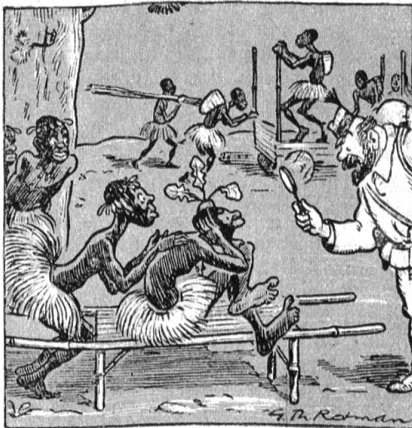
79. Hierauf lud der Kapitän sein Gewehr und paffte drauf los, als sollte er ganz allein eine ganze Armee schlagen. Die beiden Rhinzerosse rannten, zu Tode erschrocken, davon, zum Wasser hinaus und geradeswegs den Hügel hinauf. Sie schleppten natürlich zugleich den Wagen mit, und das hatte der schlaue Kapitän nun gerade beabsichtigt.



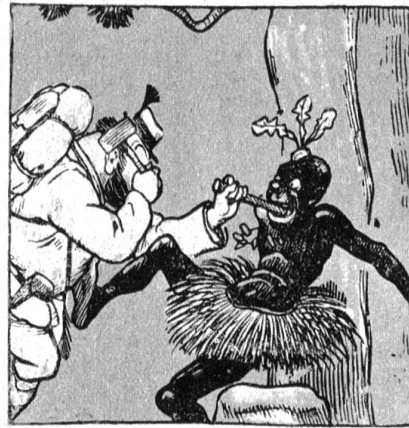
80. Bei einem Baum auf der Spitze des Hügels stand einer der Neger. Die Rhinzerosse drauf los! Aber der Neger kletterte im letzten Augenblick gewandt auf den Baum; und während das eine Rhinzeros mit dem zerrissenen Seil weiterrannte, lief das andere mit solcher Kraft gegen den Baum, dass die beiden Hörner sich tief in den Stamm hineinbohrten und das Tier sie nicht wieder herauszuziehen vermochte.



81. So war Kapitän Klackebusch also wieder oben und hatte auch noch ein Rhinzeros gefangen. Bald lag das grosse Tier beim Baum, tüchtig gebunden, neben dem Leopard, den die Neger auch schon gebunden hatten ehe er zu sich kam. Als dann machte man sich schnell an die Arbeit, um auch für die zwei neuen Gefangenen einen Käfig zu machen. Aber auf einmal rief der Kapitän, auf eine sich nähernde Staubwolke zeigend: «Was ist denn das?»



82. Es war unser Freund Utemetuti, der ihnen, von schnellfüssigen Trägern getragen, gefolgt war. «Utemetuti Zahnweh! Utemetuti Zahnweh! Weissner Mann helfen!» schrie er. «Das Wättchen wird ausgewirkt haben!» sagte der Kapitän, und mit einem Gesicht, als wenn er in seinem ganzen Leben nichts anderes als Zahnarzt gewesen wäre, beschloss er: «Ja, dann werden wir den bösen Zahn herausziehen müssen!»



83. Er stocherte zuerst ein wenig mit seiner Kneifzange in Utemetutis Mund herum; konnte den Zahn aber nicht damit fassen. Er holte darum ein grosses Brecheisen und einen Hammer, setzte den Neger gegen einen Baum und das Brecheisen gegen den hohlen Zahn, und dann...



84. «Uah! Uah!» machte Utemetuti, als der Hammer mit einem kräftigen Schlag auf das Brecheisen niederkam. Er hatte nämlich zwei seiner eigenen Zähne eingeschluckt, und das Brecheisen steckte ihm bis zur Hälfte in der Gurgel! Mit vorquellenden Augen und vor Angst verzerrtem Gesicht rannte der arme Mann wild herum.